

Macht in der Hand Hitlers über die Triumphe“ (2.) „der Jahre 1938 und (3.) „1940/41 in den Zusammenbruch am Ende des zweiten Weltkrieges führt.“

So wird mit Goebbels' – noch vorsichtig gedämpftem – Triumphruf am Tage der ‚Machtergreifung‘ begonnen; dann folgt ein kurzer Rückblick (worin man Hitlers Solidaritätserklärung mit den Potempa-Mördern von Ende August 1932 als Selbst-Dementi seiner zitierten Legalitätszusage vermißt) auf die Vorgeschichte des 30. Januar 1933; folgt u. a. Hitlers Betteln um „vier Jahre Zeit“ (10. 2. 1933), seine Drohung, den Reichstagsbrandstifter „und dessen Komplizen“ hinzurichten (was bekanntlich nicht ganz gelang); Reportage und Hindenburgansprache aus der Potsdamer Garnisonkirche (21. 3. 1933) sowie Tondokumentation des parlamentarischen Selbstmordes, den der Reichstag durch Annahme des Ermächtigungsgesetzes am 23. März beging (angeblich, um Hitler nicht „zum offenen Bürgerkrieg zu treiben“, den das geschwächte Reich nicht vertragen; richtiger hieße es doch wohl: um nicht dem physischen Terror zu verfallen, mit dem jeder Neinstimmer ganz persönlich von ihm bedroht war). Vom Frühjahr 1933 führt dann ein kräftiger Sprung zu dem Geschehen um den 30. Juni 1934 (Massenmord an SA-Chef Röhm und Hunderten sonst Mißliebigen), ausmündend in die Verteidigung der Reichswehr sofort nach Hindenburgs Tod auf den neuen ‚Führer und Reichskanzler‘.

Sinngemäß eröffnet ein Treuebekenntnis der Wehrmacht durch den Mund Blombergs die zweite Platte, deren Vorderseite dann größtenteils der Vorgeschichte und Inszenierung des Coups gegen Österreich gilt (hat die Abstimmung darüber wirklich „99 % Stimmen“ dafür ergeben, oder treffen doch vielleicht die von Einzelstichproben bestätigten damals aus dem Statistischen Reichsamt geflüsterten Behauptungen zu, daß an eigentlichen Ja-Stimmen weniger als 50 % abgegeben worden seien, jedenfalls im ‚Alt-Reich‘?). Der Rest der Vorderseite gilt der Sudetenkrise und mündet aus in Hitlers feierliche Erklärung, nun keine territorialen Forderungen mehr zu haben.

Daß er in Wirklichkeit konsequent auf eine kriegerische (Terror-) „Aktion“ hinsteuerte, verrät dann schon seine Ansprache vom 10. November 1938 an Pressevertreter (die ‚Kristallnacht‘ bleibt leider unerwähnt); es folgt die Liquidation der Tschechoslowakei im Frühjahr, Stalinpakt und Kriegsentfesselung im Sommer 1939.

Die dritte Platte beginnt mit Dokumenten der Erfolge in Ost und West 1939/40, läßt Hitler (am 30. 1. 1941) seine frühere Drohung wiederholen, daß nun „das Judentum in Europa seine Rolle ausgespielt“ habe, zitiert Ausschnitte aus dem Zeugnis Gräbes (Hofers Dokument 173b, S. 301 f.) und Äußerungen Höß' sowie der berühmten Himmler-Rede vom 4. 10. 1943 über die hinter jenen Hitler-Worten allzu tief verschleierte ‚Endlösung der Judenfrage‘ und führt dann über Rußland-Feldzug, ‚totalen Krieg‘ und 20. Juli 1944 zum bitteren Ende.

Erwünscht wäre, um auch naivste Hörer noch sicherer als bisher vor Trugschlüssen zu bewahren, daß ausdrücklich im Druck vermerkt wird, *nur* die besonders genannten *Ton-Dokumente* seien *als solche* authentisch, alle andern Zitate aus dem Text vom Sprecher verlesen.

Die andre Hörfolge (*Hofer-Siebecke*) setzt zwar, wie gesagt, später ein, scheint uns aber die gestellte Aufgabe, diskret kommentierter und so im wesentlichen für sich selbst sprechender reiner Dokumentation, wesentlich besser gelöst zu haben als die von G. Ritter patronierte. Nicht nur, daß wir den völligen Verzicht auf andre als authentische *Ton-Dokumente* um der Einheitlichkeit des Gebotenen willen für richtig halten. (Hitler oder Himmler aus dem Munde des Sprechers zu hören statt mit den eignen Stimmen ist nun einmal verwirrend; dann lieber Zitat in indirekter Rede, wie gelegentlich auch bei Siebecke.) Weil wichtiger noch ist, daß die mehr oder minder durchsichtige Apologetik hier fehlt; sich ein Urteil über das Gehörte zu bilden, bleibt dem Weiterdenken und -forschen' des Hörers völlig überlassen, wofür er – von beiden Plattenwerken, bei R. sogar umfassender – auf Literatur verwiesen wird, unter der wir hier speziell Reitlingers ‚Endlösung‘ vermissen; bei beiden: Höß, Kommandant in Auschwitz.

Dies ändert aber nichts daran, daß gerade die Behandlung der Juden bei Siebecke ganz unvergleichlich treffender dokumentiert ist als unter Ritters Aegide. Neben einer noch verhältnismäßig zahmen (aber vergleichsweise ganz bedeutend verräterischeren) Äußerung Hitlers selbst wird vor allem auch ein geradezu wahnwitziger Haß- und Schmähungsausbruch von Robert Ley gebracht und nicht zuletzt Goebbels' satanischer Vergleich der Juden mit schädlichen Kartoffelkäfern, die eben auszurotten seien, so daß erst diese Dokumentation die so entscheidend wichtige Atmosphäre wiedererstehen läßt, in welcher sich die nationalsozialistische Judenpolitik von Anfang bis zu Ende abgespielt hat und von der wir im andern Schallplattenwerk überhaupt keine Spur zu finden vermögen, weil dort nur die unfassbaren Tatsachen selbst wiederholt werden, ohne daß der Hörer die ‚Tonart‘ mitvernimmt, die hier wahrlich erst ganz „die Musik macht“. Auch sonst wird der sozusagen ‚innerpolitische Aspekt‘ des Krieges hier sorgfältiger berücksichtigt; etwa in Hitlers Ausschaltung aller ‚wohlerworbenen Rechte‘ am 26. 4. 1942 (später bei der Aufstellung des ‚Volkssturms‘); nur daß im Kommentar das Wort ‚legitim‘ durch ‚legal‘ zu ersetzen wäre, wenn man pedantisch genau sein wollte.

‚Funktechnisch‘ schließlich ist diese Ariola-Plattenserie der anderen deutlich überlegen (Musik- und Kurzzitateinblendungen; Zwischenbemerkungen des Kommentators und dergleichen!); man muß also ganz unmißverständlich sagen, daß am besten zwar natürlich beide Hörfolgen für den geschichtlichen Unterricht zur Verfügung stehn sollten, jedenfalls aber die von Hofer-Siebecke. K. Th.

16. Aus unserer Arbeit

Dr. Hans Lukaschek in memoriam

Als ich vor nunmehr fast zwanzig Jahren von Stadt zu Stadt Helfende für eine Hilfe von Mensch zu Mensch suchte, die das Wenige, was noch möglich war, tun konnten, sandte mich in Breslau der damalige Diözesan-Caritasdirektor Msgr. Zinke (heute Leiter der Hauptvertretung der Caritaszentrale in Berlin) zu Herrn und Frau Dr. Lukaschek. Es war nach den ersten Deportationen: Am 12. Februar 1940 kamen 1200 Juden aus Pommern mit dem Stettiner Transport nach Polen, am 22. Oktober des gleichen Jahres erfolgte plötzlich der Transport der 10000 badischen und pfälzischen Juden in die südfranzösischen Lager.

Der Empfangsraum bei Dr. Lukaschek war voll wartender Juden. Wenn immer ich damals nach Breslau kam, half Dr. Lukaschek, und Frau Dr. Lukaschek informierte die Breslauer Seelsorgshelferinnen über Methoden der Hilfe, die nur kuriermäßig noch weitergegeben werden konnten. Seither fand ich eine immer offene Tür, mutigen, beherzten, weisen Rat und unermüdlige Hilfe.

Die zufällige erste Wiederbegegnung nach dem KZ – im Winter 1946 in Berlin bei Dr. Lukascheks langjährigem Freund, Herrn van Husen (heute Präsident des Verwaltungsgerichts in Münster) – war wieder ein Moment, der Hilfe heischte. Damals als es für Zivilisten schier unmöglich war,

nach Berlin zu reisen, glückte es, daß ich als erste in Freiburg einen Passierschein eroberte und für die Caritaszentrale in buchstäblich sechs Tagen und sechs Nächten nach Berlin rollte, wenn gerade einer der recht ramponierten Züge irgendwo zufällig wieder eine kleine Strecke fuhr. Auch in Berlin zog der Aufenthalt sich in die Länge. Schließlich war der Passierschein abgelaufen, und es schien unmöglich, wieder nach Freiburg zurückgelangen zu können. Doch die Begegnung mit Dr. Lukaschek löste die Schwierigkeit. Kaum nach Weimar zurückgekehrt – wo er damals als Vizepräsident des Landes Thüringen die Verhältnisse kannte –, sandte er ein Telegramm, bot mir Gastfreundschaft in Weimar und half, daß ich bei Bebra wieder den Westen erreichen konnte.

Als wir 1948 unsern ersten Rundbrief zum Mainzer Katholikentag vorbereiteten, um die Judenfrage in einer der Arbeitsgemeinschaften des Katholikentages zu behandeln, bat ich Dr. Lukaschek auch um ein Wort. „Zwar wollten wir“, so antwortete er postwendend, „gerade fortgehen, da wir dringend ausspannen sollten, aber diesem Anliegen kann ich mich nicht versagen.“ Der Beitrag von Dr. Lukaschek¹ fand seinen Niederschlag in der ersten Entscheidung des Deutschen Katholikentags zur Judenfrage: „... Das geschehene Unrecht fordert Wiedergutmachung im Rahmen des Möglichen. Es handelt sich hierbei nicht bloß um die gerechte Verteilung vorhandener Güter, sondern um die Rückgabe widerrechtlich entwendeter ...“ (vgl. Rundbrief Nr. 2/3, März 1949, S. 1).

Seither gab es genügend Sorgen und Probleme – für die, wenn niemand sie zu lösen vermochte, Dr. Lukaschek mit reicher Erfahrung und nimmermüdem Rat stets bereit stand. Und es war schön, als dann schließlich Freiburg der Wohnsitz wurde und auf ein Telefonat die Antwort kam: „Wann wollen Sie kommen – gleich?“

So mögen diese Zeilen dem Gedenkwort von *Dr. Angela Rozumek*² als Dank auch für unsere Anliegen vorausgeschickt sein.

Gertrud Luckner

Zum Gedenken

Im Sitzungssaal des Glatzter Landgerichts begegne ich ihm zum erstenmal aus der Nähe, wie er in der Robe des Verteidigers dem jungen Franziskaner zur Seite steht. Der hatte, an einem siebten Sonntag nach Pfingsten, dem Evangelium und seinem Hirtenauftrag getreu, vor den Wölfen im Schafpelz gewarnt. Daß der Pelz braun wäre, hatte er nicht gesagt; die andächtigen Zuhörer hatten ihn dennoch verstanden, auch die Spitzel unter ihnen. Dank dem geistvollen Verteidiger, dem besten und mutigsten, den wir in jenem bösen Jahrzehnt in Schlesien hatten, kam der kühne, kleine Jugendpater ziemlich ungeschoren davon. Die fünfhundert Mark, die man ihm aufbrummte, waren nicht der Rede wert; seine Freunde hatten sie im Nu aufgebracht, und mehr als das. Was für ein Trost war es in der Trost- und Rechtlosigkeit

¹ Wir bringen die Zusammenfassung aus „Der Christ in der Not der Zeit“, 72. Deutscher Katholikentag 1948. Verlag der Bonifatius-Druckerei. Paderborn 1949, S. 216: So wenig es im strengen Sinne „Kollektivschuld“ gibt, so schwer lastet doch auf vielen Einzelgewissen, was an den Juden ohne genügenden und vor allem ohne genügend öffentlichen Widerstand von unserer Seite geschehen ist. Was bleibt uns in dieser Lage zu tun?

Die Juden haben uns gegenüber einen klaren Anspruch auf Schadensersatz.

Abzurufen ist von irgendwelcher Sondergesetzgebung gegen den Antisemitismus [s. o. S. 54f]. Nicht der Staat hat hier zu handeln, sondern die Einzelperson und die Gesellschaft. Vor allem muß die rechte Haltung persönlich in der Familie und überhaupt in der Erziehung vorgelebt werden.

Im übrigen liegt das Verhältnis zu den Juden ähnlich wie das der Katholiken zu den Protestanten. Wir müssen klar sagen, wo wir stehen. Wir müssen aber auch ins Gespräch miteinander kommen. Wir müssen dabei sogar imstande sein, uns etwa einmal vom Gesprächspartner überfordern zu hören, ohne gleich die Ruhe oder gar die Liebe zu verlieren. Wir dürfen nie vergessen, daß wir das Gesetz der Zehn Gebote und das unerschöpfliche Gebetbuch des Psalters als gemeinsames religiöses Gut mit den Juden haben.

² Wir entnehmen den folgenden Beitrag den „Informationen des Deutschen Caritasverbandes“ (11/3) vom 4. 2. 1960, S. 3 ff.

jener Jahre, daß es den Dr. Lukaschek in Breslau gab, noch gab, den Anwalt der Rechtlosen, den jederzeit jeder Angefochtene aufsuchen durfte, Deutsche und Nichtdeutsche, Christen und Nichtchristen, die verfeimten und verfolgten Juden nicht zuletzt. Wenn er einem die Hand gab, eine große, warme, feste Hand, wie sie zu dem Riesen paßte, und dazu mit seiner guten, dunklen Stimme fragte: „Nu, was ist denn? Wo brennt's denn?“ wurde einem schon leichter zumut. Man erfaßte auf der Stelle, hier war einer, der es nicht unverbindlich „gut meinte“, sondern der gut war, gütig und klug, mutig und besonnen, bereit, seine ganze Person in die Schanze zu schlagen.

Es gab freilich auch Leute, die seine Straße und Hausnummer vergessen hatten, ja, die den stattlichen Mann auf der Straße übersahen, obwohl er schwerlich zu übersehen war mit seinen 1,92 m und dem schönen Charakterkopf mit dem Spitzbärtchen. Unter ihnen waren solche, die sich vordem der Bekanntheit mit dem Oberpräsidenten von Oberschlesien keineswegs geschämt hatten...

Dafür erwachsen andere Freundschaften mit Menschen, die gemeinsame Sorge und Not zusammenband, der Schmerz um den inneren Niederbruch des deutschen Volkes, die Scham über den geschändeten deutschen Namen, die Voraussicht der Katastrophe. Es war eine Elite, die sich im schlesischen Kreisau um den Grafen Moltke sammelte, Männer lautersten Charakters aus allen Schichten: Adel und Arbeitersöhne, Rechte und Linke, Sozialisten und Zentrumsleute, katholische und evangelische Christen. Sie alle einte der leidenschaftliche Wunsch, Brücken zu bauen über den Abgrund in eine Zukunft, die sie sich nicht ausmalen konnten, die aber einmal in eine Ordnung hinein gemeistert werden mußte.

Der Kreisauer Kreis wurde grausam gesprengt. Daß Dr. Lukaschek dem Tod am Strang entging, hat ihn, wenn er vor den Witwen der hingerichteten Freunde stand, schier bedrückt. Daß er „nur“ zu schwerer Haft und KZ verdammt wurde, ist einer wunderbaren Verkettung glückhafter Umstände zu verdanken, die das belastende Material im richtigen Moment von den Schreibtischen der Gewalthaber verschwinden ließ.

Dr. Lukaschek war ein Mann des Friedens, immer willig zum Ausgleich, wenn es nicht gegen sein Gewissen ging. Und mußte doch in so viele Kämpfe hinein.

Im Oberschlesischen Abstimmungskampf, 1919/21, spielte er eine bedeutende Rolle. Er war von der Reichsregierung zum Leiter der vorbereitenden Arbeiten bestellt. So eindeutig seine Haltung war, die Polenverächter, denen alles Polnische von vornherein minderwertig ist, dürfen ihn nicht zu den Ihrigen rechnen. Er war bei aller Beamtentreue frei von preußischen Komplexen – vielleicht, weil die Wälder der Heimat um Rybnik schon so nah an das alte Österreich heranführten –; er war zu klug, zu gebildet, zu redlich, als daß er die slawische Komponente im Oberschlesischen Land und Volk hätte geringschätzen können. Er war sich gewiß auch der slawischen Komponente im eigenen Wesen bewußt und, scheint mir, freute sich ihrer. Schmunzelnd pflegte er das Lob eines Polen im Abstimmungskampf wiederzugeben: „Der Lukaschek, ein German ist er, ein verfl...“, aber er hat ein serce polski.“

Daß einer ein polnisches Herz habe, ein höheres Lob kann es gewiß aus polnischem Munde nicht geben.

Dr. Lukaschek war als einem wirklichen Europäer und einem weißen Raben unter uns Schlesiern nicht nur der heimatliche wasserpolsche Dialekt vertraut, über den die „Gebildeten“ sonst die Nase rümpften, sondern auch das ebenso elegante wie schwierige Hochpolnisch. Beherrschte er es in den letzten Jahren vielleicht nicht mehr im Gespräch, so vermochte er doch noch 1955 einen vierzehn Seiten langen Aufsatz des polnischen Schriftstellers Miłosz über das Valkalager in wenigen Tagen ohne Wörterbuch zu übersetzen, und zwar so meisterhaft, daß selbst der Dichter zufrieden sein durfte.

Wie Dr. Lukaschek unter den Nazigreueln an den Juden litt, so litt er unter den Verbrechen, die man dem polnischen

Volke antat. Anders als die „moralisch Anspruchslosen“, die sie totschweigen oder verkleinern oder „aufrechnen“. In einer seiner letzten großen Reden in Freiburg – im alten habsburgischen Kaufhaussaal – mahnte er seine Landsleute, eingedenk zu sein, daß das fromme polnische Volk der letzte feste Wall gegen den Bolschewismus ist: „Wehe uns, wenn dieser Wall bricht!“

Wer Dr. Lukascheks Leben im großen überschaut, mag staunen, welch glänzenden Aufstieg der oberschlesische Dorflehrersohn genommen habe. In jungen Jahren schon Bürgermeister und Landrat, 1929 Ober- und Regierungspräsident, also der erste Beamte der Provinz, 1949 als Bundesminister auf der Regierungsbank im Bundesparlament.

Und doch, schaut man näher zu, will einem „die glänzende Karriere“ nicht mehr gar so glänzend erscheinen.

Hat die Zigeunerin nicht doch ein bißchen recht behalten, die den Assessor beim Spaziergang mit seiner jungen Frau im Wald durchaus gegen seinen Willen mit ihrer Prophezeiung überfiel? Er werde in seinem Leben viele, viele große Dinge tun, aber sie nicht zu Ende tun dürfen. Der junge Mann wird lachend den Kopf mit der dunklen Mähne geschüttelt und mit seiner charakteristischen Handbewegung das unerbetene Zukunftsbild weggewischt haben. Seiner Frau fiel es oftmals ein, wenn die Ungunst der Zeit oder das Unverständnis der Zeitgenossen oder Schlimmeres seine Pläne durchkreuzten, seinen Wirkungskreis einengten, seine Arbeit beschnitten oder lahmlegten.

Hat die Zigeunerin mit dem feinen Einfühlungsvermögen ihres Volkes in dem jungen Mann damals erspürt, daß er keiner von denen ist, die ihre Fahne nach dem jeweiligen Winde drehen und ihre Knie beugen vor dem jeweiligen Baal? Einer von denen also, die trotz aller Menschenfreundlichkeit in unseren Zeitläuften notwendig Widerstand finden und leisten? Diesen aufrechten Mann hat auch die Folter nicht zu beugen vermocht, aber die Narben trug noch der Tote am Leib.

Und nachher, nach der Hitler-Ära, nach Gefängnis und KZ? Die Aufbauarbeit im zusammengebrochenen Deutschland, der er seine Kräfte widmen wollte, wurde ihm im kommunistischen Thüringen nur kurze Zeit gestattet. Auch der Sitz im Bonner Kabinett blieb ihm nicht länger als vier Jahre eingeräumt. In diesen vier Jahren allerdings hat er den Flüchtlingen und Vertriebenen in zähem Ringen die Gesetze geschaffen, die ihnen wieder Boden unter die Füße gaben.

Und auch in den Jahren ohne Amt blieb er der treue Anwalt ihrer Sorgen, wurde er ungezählten Einzelnen die verschwiegene Zuflucht, der freundliche Mittler, immer bereit, den Schatz seiner Erfahrungen und Verbindungen auszumünzen in die hilfreiche Tat.

Die allgemeine Anerkennung, der äußere Erfolg – so sehr wir sie vielleicht erstreben müssen um der Aufgabe willen, die uns aufgetragen ist –, zu den christlichen Wertkategorien gehören sie nicht. Vor dem letzten, entscheidenden Forum wird der Christ – und nicht nur der Christ allein nach dem Maß und der Lauterkeit der Liebe gemessen, die ihn erfüllt.

Wissend und willig ging Dr. Lukaschek dem dunklen Tor des Todes entgegen, das sich immer mehr vor ihm auftat. Die elf Monate fast ununterbrochenen Krankenlagers waren ein steiler und steiniger Weg, reich an Mühsal und – Gnade. Dr. Lukaschek war ein ebenso freimütiger wie tiefgläubiger und liebender Sohn der Kirche. Dankbar und demütig ließ er sich von ihr leiten und rüsten für den Hinübertritt in die andere Welt.

Das Antlitz des Toten ließ den Frieden ahnen, in den er eingegangen ist. Der kreuzgeschmückte weiße Mantel der Malteserritter Schlesiens deckte die sterblichen Reste eines Mannes, der wahrhaft adeligen Herzens war, und ein Christ im Leben und Sterben.

Sei dieses Gedenkblatt geschlossen mit dem schönen Wort, das Kardinal Bertram, der nüchterne Niedersachse auf dem

Breslauer Fürstbischofsthron, über unseren Dr. Lukaschek aussprach: er sei wie St. Wenzeslaus, von dem es hieß, überall wo seine Füße gingen, seien die Spuren warm geblieben.

Angela Rozumek

Lernender und Lehrender

Gruß an den achtzigjährigen Dr. Max Eschelbacher

Von E. G. Loewenthal

Wir freuen uns, mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und der Schriftleitung, den in der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden“ (XIV/42) vom 15. 1. 1960 erschienenen Beitrag zu bringen und verbinden damit auch unseren Dank für einen unserer treuesten und aufmerksamsten Leser – der immer wieder im „Echo“ vertreten ist – Herrn Rabbiner Dr. Eschelbacher.

Mit Rabbiner Eschelbacher zu sprechen, erweist sich stets als Gewinn, als Erfahrungsbereicherung. Am kultivierten, wissensreichen Erzählen, am präzisierten interessierten Fragen, an der Sicherheit im Urteil erkennt man die Persönlichkeit, der man in ihm begegnet. Wer 1929 den fast fünfzigjährigen Seelsorger in der ehrwürdigen Synagoge in der Kasernenstraße in Düsseldorf predigen hörte, ihn zehn Jahre danach, als Schweres auch über ihn gekommen war, als „amtslosen“ Emigranten in England wiedersah und ab 1949 sein Wort in der bescheidenen Betstätte seiner ehemaligen Gemeinde gelegentlich vernehmen durfte, war immer überrascht und tief beeindruckt von der ungewöhnlich lebendigen Art seiner Gedankenführung und seiner leichten, glänzenden Diktion, aber auch von seiner Erscheinung, der eine Vornehmheit, ein äußerer Stolz anhaften. Und wer ihn heute, behenden Schrittes und in bemüht-aufrechter Haltung, auf belebten Straßen Londons beobachtet, freut sich: da geht ein gepflegter, älterer Patrizier, denkt man, ein Mann, ergraut, fast weiß zwar, aber mit dem durchdringend-prüfenden Blick eines guten, gütigen Auges, das aus dem brünetten Gesicht leuchtet. Die Beschwingtheit seines Ganges verrät ein begnadetes Temperament, mit dem ein Senior das Leben um ihn herum verfolgt, betrachtet, kritisch interessiert am Ergehen des Einzelnen wie am Schicksal der Gemeinschaft.

In all den Jahren draußen ist Dr. Eschelbacher seiner Arbeit treu geblieben, als unermüdet rezeptiver Lernender – er erzählte unlängst von seiner Teilnahme an Talmuddiskussionen im Kreis gelehrter Orthodoxer, zu denen er sich nicht rechnet –, als forschender Leser, sorgfältiger Autor und als neuen Ideen und Entwicklungen aufgeschlossener Lehrer. Jahrelang hat er in der von Dr. Baedk 1946 ins Leben gerufenen „Society for Jewish Study“ doziert und ihrem Arbeitskreis vorgestanden. Diese Geistigkeit hat Dr. Eschelbacher, der am 14. Januar sein achtzigstes Lebensjahr vollendet, beweglich und frisch erhalten. Dazu haben sicher, abgesehen von einer guten Konstitution, Elternhaus und vielseitige Studienmöglichkeiten beigetragen. Ältere unter den Juden in und aus Deutschland werden sich seines Vaters, des konservativen Berliner Gemeinderabbiners Dr. Josef Eschelbacher (1848–1916), und seiner Mutter, Ernestine Eschelbacher (1858–1931), der wohlthätigen und sozial aktiven Frau, erinnern. Der junge Eschelbacher, wie seine Eltern Süddeutscher von Geburt, wollte Jurist werden, machte auch seinen Referendar und seinen Dr. jur., sattelte aber, als der Berliner Kammergerichtspräsident ihn am Schabbat vom Dienst nicht befreien wollte, zum Studium der Theologie, der Wissenschaft des Judentums und des talmudischen Rechts um.

In Max Eschelbacher ist immer etwas Kämpferisches, ein Sicheinsetzen für das Recht und die Wohlfahrt des Menschen gewesen. In Bruchsal, seiner Heimatstadt, und in Freiburg im Breisgau hatte er seine ersten Rabbinerämter inne. In die Zeit seiner langen, segensreichen und ihn mit dem öffentlichen Leben der Stadt verbindenden Tätigkeit in Düsseldorf (1913–1939) fiel sein vielbeachtetes Auftreten als Gutachter in „Talmudprozessen“ gegen Streicher und Genossen

in Nürnberg gegen Ende der zwanziger Jahre. Da kam der juristisch geschulte, der modern gebildete, im Leben stehende Rabbiner zu Wort.

Das gesprochene und geschriebene Wort und die hinter ihm stehende Gesinnung sind es, die den jetzt Achtzigjährigen auszeichnen. Sein Wort soll zu uns, die sein Wissen und seinen Rat brauchen, noch lange kommen.

„Die Heiligung des Namens“

Zum 75. Geburtstag von Hugo Bergmann¹

Von Ernst Simon, Professor an der Hebräischen Universität

In herzlicher Dankbarkeit, die wir Herrn Prof. Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem, für seine unermüdete Anteilnahme und immer bereite Hilfe für unser Anliegen schulden, geben wir seinem Freund, Herrn Prof. Dr. Simon, das Wort und bringen zu dem mittlerweile schon zurückliegenden 75. Geburtstag mit freundlicher Genehmigung des New Yorker „Aufbau“ (XX, IV/50 vom 12. 12. 1958) den daraus entnommenen Beitrag:

Vor genau 45 Jahren hat Hugo Bergmann im Prager Sammelbuch „Vom Judentum“ einen programmatischen Aufsatz mit dem Titel „Die Heiligung des Namens (Kiddusch Haschem)“ veröffentlicht, der auch in der Sammlung seiner jüdisch-zionistischen Aufsätze „Jawne und Jerusalem“ (Berlin, 1919) wieder abgedruckt wurde. Diese kurze, aber grundlegende Arbeit hat eine Schlüsselstellung in Bergmanns Werken: sie nimmt vorhergegangene Andeutungen erstmalig grundsätzlich auf und bereitet weitere Auswirkungen vor, die sich nun schon über fast ein halbes Jahrhundert erstrecken.

Der Hauptgedanke ist der eines mystisch-religiösen jüdischen Humanismus. Nicht die zwar unabhängig vom Menschen und seiner Tat bestehende Einheit Gottes, sondern seine durch ihn erfolgte dynamische Einigung ist das, worauf es eigentlich ankommt.

In dieser Partnerschaft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf wird die Welt erhalten. Ohne des Menschen sittlich-religiöse Tat ist sie stetig vom Untergang bedroht. So ist zwar nicht Gottes Existenz, wohl aber die seiner Schöpfung vom Menschen mit abhängig. Innerhalb dieser dem ganzen Menschengeschlecht gestellten Aufgabe hat Israel einen Sonderauftrag; es ist Gottes lebendiger Zeuge im Sinne der jesaianischen Forderung und Verheißung:

„Wir sollen durch unser Leben Zeugen dafür sein, daß Gott ist – dies ist jener umfassende Sinn des Kiddusch Haschem, der tief in das Bewußtsein des jüdischen Volkes eingegangen ist.“

Ihn gilt es gegen sein Absinken in die apologetisch-assimilatorische Form zu schützen, die jedes sittliche Verhalten im Verkehr mit Nichtjuden oder sogar jede äußere Anerkennung, die einem Juden von der Außenwelt zuteil wird, zu einer Heiligung des Namens umfälscht. Nur ein jüdisches Gemeinschaftswerk, das um seiner selbst willen entsteht, kann auch, als unbeabsichtigte Nebenwirkung, den jüdischen und damit den göttlichen Namen in der Welt bezeugen. In diesem Sinne ist der Schlußsatz des Aufsatzes zu verstehen: „Der Zionismus ist unser Kiddusch Haschem.“

So besitzt Bergmanns in all seinen Entwicklungsstufen lebendig ringende Religiosität zunächst eine stark betonte Diesseitigkeit und Weltlichkeit. Das gilt auch für seine noch früheren Jugendaufsätze. Bergmann hatte zum Unterschied von den meisten seiner westlichen Gesinnungsgenossen mit dem Erlernen des Hebräischen und Jiddischen Ernst gemacht. Er gehörte zu den wenigen zionistischen Schriftstellern, die dem assimilierten „Nationaljuden“ das Gedanken- gut der ostjüdischen Welt nahezubringen verstanden, so wie er später das Gedankengut Europas und Amerikas, ja, auch das des Fernen Ostens dem hebräischen Leser vermitteln sollte.

Er war immer ein großer Brückenbauer, aber keiner, der

wahllos jeden äußeren Auftrag ausgeführt hätte. Er stellt die geistigen Verbindungen nur zu denjenigen Sphären her, die ihm für den eigenen, im jüdischen Lebenskreis befindlichen Brückenkopf wertvoll erscheinen.

Gerade deshalb ist es besonders bemerkenswert, daß er keineswegs nur Achad Haam, den rationalistischen Schüler des Chassidismus und der englischen Aufklärungsphilosophie, welcher dem Zionismus kulturelle Aufgaben stellt und sittliche Verwirklichungsbedingungen vorschreiben will, sondern ebenso auch, wenn nicht noch stärker, dessen großen Gegner M. J. Berdyczewski in seinen Aufsätzen behandelt, und ebenso nicht nur den unorthodox-gläubigen A. D. Gordon, sondern auch den skeptischen „Schwarzseher“ J. Ch. Brenner.

Gewiß, Bergmann steht inhaltlich Achad Haam und Gordon näher als Berdyczewski und Brenner, aber nur in der Dialektik zwischen diesen Grundpositionen entfaltet sich die fruchtbare Spannung, welche eine neue jüdische Möglichkeit für die Heiligung des göttlichen Namens hergeben kann. Die aufwühlende Kritik Berdyczewskis und Brenners an einer unwirklich gewordenen jüdischen Geistigkeit, ihr leidenschaftlicher Ruf zur Neuerfassung und Rückeroberung der konkreten Grundlagen des persönlichen und nationalen Seins galten dem jungen Bergmann als unentbehrliche Voraussetzungen für die Heiligung der Welt im Namen Gottes. Wenn keine Welt da ist, so kann sie nicht geheiligt werden, und so haben auch die in ihrem Bewußtsein glaubensfeindlichen Aufklärer und Verweltlicher eine religiöse Aufgabe zu erfüllen.

Diese Gedankengänge haben Bergmann darauf vorbereitet, Rabbi Kuks Positionen in entscheidenden Punkten anzunehmen. Ein späterer, hebräisch geschriebener Aufsatz „Über die Grundlage“ (enthalten in dem Sammelband „Wissenschaft und Glauben“, Tel Aviv 1945), macht diesen Zusammenhang offenkundig: die Normalisierung des jüdischen Volkes und seiner Geschichte als des großen Ausnahmefalles unter den Völkern der Welt lebendig herauszustellen.

Heute allerdings dürfen wir nicht mehr vor unserer Eigenart fliehen. Eine solche Flucht ist auch „die Umwandlung des messianischen Ideals in ein nur national-politisches Ideal“, denn „ein jüdisches Volk, das seiner Wesensart untreu würde, wäre zum Untergang und Niedergang verurteilt“.

Im Grunde hat Bergmann auch das schon vor 40 Jahren gewußt, als er „die wahre Autonomie“ als die innere im Gegensatz zur nur äußeren definierte und aus dieser Erkenntnis die Folgerung zog: „Der Zionismus ist entweder Triumph oder Untergang des Judentums.“

Die Entscheidung in diesem polaren Dilemma liegt in jenem anderen Satz beschlossen: „Der Zionismus ist unser Kiddusch Haschem“. Wenn er es ist oder, wie Bergmann heute wohl vorsichtiger formulieren würde, soweit er es sein kann, ist er der Triumph des eigentümlich Jüdischen; soweit er aber versagt, bedroht er es mit dem Untergang, gerade in der Probe scheinbarer Erfüllung.

Als ein Kerngebiet solcher Erprobung hat Bergmann schon 1911, in dem Aufsatz „Bemerkungen zur arabischen Frage“ Israels Beziehungen zu seinen Nachbarn erkannt. Mit Jitzhak Epstein, der bereits 1907 diese „verborgene Frage“ in einem Aufsatz des „Haschiloach“ ans Licht gezogen hatte, stellte er das Postulat auf „Wir wollen niemanden verdrängen“.

Diese Gesinnung betrachtete er als eine „Besinnung auf das Grundwesen des Judentums“ und lehnte den gerade heute wieder so geläufigen Einwand des „gesunden nationalen Egoismus“ mit den gewichtigen Worten ab: „Ein solcher könnte bei uns nur darin bestehen, daß wir in unserem Leben das Judentum verwirklichen.“ Genau dies aber ist Kiddusch Haschem.

Noch immer steht der 75jährige Hugo Bergmann unermüdet in seinem Lebenskampfe um die Heiligung des Namens. In vielen Entwicklungen und Wandlungen, die ihn zuletzt

¹ Hugo Bergmann: Der Zionismus ist unser Kiddusch Haschem, 1913; Der Zionismus ist entweder Triumph oder Untergang des Judentums, 1918.

der ostasiatischen Glaubenswelt immer mehr angenähert haben, ist er sich selbst treu geblieben. Er hat in seinem langen Leben nie Forderungen an andere gestellt, die er nicht zunächst selbst zu erfüllen versuchte. Das gilt vor allem auch von der Forderung des jüdischen Lernens.

Noch heute nimmt er wöchentlich an drei verschiedenen Kursen als Schüler teil: eine Stunde ist dem Studium des Talmud, die zweite der Kabbala, eine dritte dem Chassidismus (in seiner Chabadform) gewidmet. Von allen Menschen seines Kreises ist Bergmann am stärksten im jüdischen Volke verwurzelt.

Obwohl er ein Mahner und Warner ist, übt er dieses Amt mit Vorsicht und Zurückhaltung aus. Auch seine Gegner, die weder seinen Glauben noch seine Zweifel teilen, glauben ihm beide. Denn er ist nicht nur ein Selbstgläubiger und Selbstzweifler. Es ist ihm Ernst mit der Sache, mit der Sache des Kiddusch Hashchem.

Ehrenrettung der Pharisäer

Prof. Dr. K. Thieme hat außer den anderwärts (s. o. S. 10, 13, 14) in diesem Rundbrief erwähnten Vorträgen auch einen solchen über „Die Pharisäer“ am 31. 10. 1959 auf einer Tagung der Jugendorganisation „Drei Ringe“ gehalten, wobei die Thesen vertreten wurden:

1. Die historischen ‚Pharisäer‘ waren eine religiöse Laienbruderschaft von einigen tausend Mitgliedern, die sich auf besonders sorgfältiges Studieren und Befolgen des Gottesgesetzes vom Sinai, besonders seiner rituellen Reinheitsvorschriften und der Feiertagsheiligung, verpflichtete und sich seit der zweiten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts als alleinmaßgebende Träger jüdischer Religionsübung für mehr als anderthalb Jahrtausende durchgesetzt haben.

2. Da nur ein kleiner Bruchteil dieser Pharisäer den Glauben an Jesus von Nazareth als Messias und Gottessohn (entweder mit religiös revolutionären Konsequenzen – wie Saulus-Paulus – oder unter möglichst weitgehender Wahrung der Tradition – wie „die Leute um Jakobus“) angenommen hat, wurden – vollends angesichts ihrer sieghaften Selbstdurchsetzung im innerjüdischen Bereich – „die Pharisäer“ für die Heiden-Christenheit gleichbedeutend mit „den“ (christusfeindlichen) „Juden“, wie besonders das Johannes-Evangelium zeigt.

3. Die Wehrufe prophetischen Zornes über die „Frommen und Gottesgelehrten“ (d. h. buchstäblich: „Pharisäer und Schriftgelehrte“) und die Verblendungsklagen über jene, die das ihnen angebotene messianische Heil in der Person des Gekreuzigten und Auferstandenen nicht anerkennen konnten, verschmolzen so zu einem vernichtenden Gesamturteil über ‚die Pharisäer‘ schlechthin. Wer aber der ganzen Wirklichkeit gerade auch in der biblischen Sicht des Alten und des Neuen Gottesbundes gerecht werden will, der wird hier unterscheiden müssen:

a) Jesu Christi Wehe gilt über alle Konfessionsgrenzen hinweg dem selbstgerechten ‚Frommen‘ und ‚Reinen‘, dessen Typus sich zeitlich zuerst unter den Pharisäern (nach Urteilen auch aus ihren eigenen Reihen) entwickelt hat, später abgewandelt etwa in manchen Montanisten und Donatisten, Franziskanerspiritualen, Puritanern, Pietisten und Jansenisten – bzw. einfach gewissenhaft praktizierenden ‚Musterchristen‘ jeder Art.

b) Die historischen Pharisäer als solche aber sind unter Anerkennung ihrer spezifischen wesensbedingten Leistungen (samt Fehl-Leistungen) genau so viel oder genau so wenig zu respektieren wie alle die Gruppen, welche ihr Erbe unter den verschiedensten Gesichtspunkten seither angetreten haben: Orden und Bruderschaften, fromme Konventikel, theologische Fakultäten und dergleichen mehr.

Deutsch-Israelische Studentengruppe in Freiburg

Die Deutsch - Israelische Studentengruppe an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg wurde am 25. Februar 1959 gegründet. Zur gleichen Zeit wurden in Göttingen, Hamburg, Köln, Bonn, Frankfurt, Tübingen und München ähn-

liche Gruppen gebildet auf Anregung einer Parallelgruppe, die zwei Jahre vorher an der Freien Universität Berlin entstand. Es ist Zweck der Gruppe . . . „im akademischen Rahmen Kontakte zwischen deutschen und israelischen Studenten zu pflegen, und in Referaten und Diskussionen den Problemen und der Geschichte des Staates Israel nachzugehen. Gleichzeitig wird sich die Gruppe mit Fragen des Judentums in der Diaspora auseinandersetzen. Insbesondere wird sie sich in diesem Zusammenhang mit unserem Verhältnis zum deutschen Judentum beschäftigen“.

Die Arbeit der Gruppe ist zwei Richtungen zugewandt: einmal nach außen, indem Referenten von außerhalb der Universität eingeladen werden. Es sprachen: Professor Dr. C. v. Dietze am 11. 5. und am 19. 6. 1959 über „Volk und Wirtschaft in Israel“; ‚Kibuzzim und Kolchos‘; Dr. Tavor, Presseattaché der Israel Mission, Köln, am 3. 6. 1959 über „Vorgeschichte und Geschichte des Staates Israel“; Dr. Hans Lamm, Kulturdezernent des Zentralrates der Juden am 2. 7. 1959 über „Die Situation der Juden in der Bundesrepublik“; Prof. Dr. Karl Thieme am 8. 7. und 25. 11. 1959 über „Zur Herkunft und Zukunft des Zionismus“; „Jerusalem und der Zionsberg im Blickfeld von Juden und Christen“; Dr. Gertrud Luckner am 14. 7. 1959 über „Israel anhand von Lichtbildern“¹; Dr. Lothar Rothschild, Rabbiner der Israelitischen Gemeinde St. Gallen, am 9. 12. 1959 über „Jüdische Religion in unserer Zeit“; Moshe G. Hess von der Israel Mission am 3. 2. 1960 über „Israel und seine arabischen Nachbarn“. — Nach innen macht eine intensive Seminararbeit die Mitglieder mit der Geschichte des jüdischen Volkes, des Zionismus, des Antisemitismus und des Staates Israel vertraut.

¹ Sie hielt ähnliche Vorträge am 6. 5. 1959 im Jugendhof Rheinland, am 21. 7. 1959 vor der ‚Unitas‘ Freiburg i. Br., am 19. 1. 1960 vor der Kath. Studentengemeinde Köln, am 24. 2. 1960 im Rahmen einer staatsbürgerlichen Erziehung von Mädchenbildungsmaßnahmen des Kath. Mädchenschutzverbandes in Dortmund, am 9. 4. 1960 im Rahmen einer geschichtspädagogischen Tagung der Kath. Akademie, Stuttgart. Prof. Eiffler berichtete mit eigenen Farbaufnahmen u. a. am 25. 10. 1959 in Altglashütten, am 13. 12. 1959 vor der Kath. Studentengemeinde Freiburg/Br.

Für zugunsten der Geisteskranken in Israel eingegangene Spenden (vgl. Rundbrief Nr. 37/40, S. 112) danken wir wiederum von Herzen. In diesem Zwischenbericht nennen wir zunächst mit besonderem Dank eine großzügige Spende von DM 3000.— der Aktionsgemeinschaft „Für die Hungernden“ neben zahlreichen anderen eingegangenen Beträgen, über die wir im nächsten Rundbrief weiter berichten.

Berichtigung zu Rundbrief Nr. 41/44, S. 81 I Abs. 2: Mittlerweile erfahren wir, daß die Wiedergutmachung der früheren Bediensteten jüd. Gemeinden und jüd. öffentl. Einrichtungen nicht von einer Abt. des Bundesinnenministeriums, sondern von einer Abt. des Bundesverwaltungsamtes in Köln durchgeführt wird. Die von Herrn Grossmann genannte Zahl von 9000 Anträgen – bei Erledigung von 92 Prozent – bezieht sich auf die vom Zeitpunkt Februar 1958 dem Bundesinnenministerium insgesamt vorliegenden Anträge nach dem Gesetz zur Regelung der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts für Angehörige des öffentlichen Dienstes.

Anmerkung zur Soziographischen Beilage

Wir verdanken diese in die Seiten 58/59 eingeleitete Beilage der gütigen Überlassung durch die Herder Korrespondenz. Sie erschien dort im Novemberheft 1959 (XIV/2).

Die dort auf S. 4 wiedergegebenen statistischen Angaben zur nationalsozialistischen Judenverfolgung beruhen auf den vorsichtigen Schätzungen, wie sie der Stand der neuesten Forschung als Minimum annimmt. Daraus ergibt sich eine Differenz zu dem in Rundbrief III/IV Nr. 12/15 vom Dezember 1951, S. 43f. wiedergegebenen Material. Unterschiedliche Angaben der verschiedenen Arbeiten dürften in erster Linie darauf beruhen, daß die Zahlen der vor der Verfolgung in Osteuropa lebenden jüdischen Menschen nur schwer mit statistischer Exaktheit festgestellt werden konnten.